



## DISPLACED PERSON

Sabbernd - die Prothese lockert sich mit jedem keuchenden Atemzug weiter, - stehe ich noch immer vornüber gebeugt und stemme die Hände auf das Kissen. Mein steif gewordener Nacken schmerzt. Langsam drehe ich den Kopf zur Seite und da sehe ich es: Es schneit. Einzelne Flocken lösen sich aus dem verwaschen weißen Hintergrund, schweben wie die Fallschirmchen des Löwenzahn heran, schmiegen sich an die Scheibe, schmelzen und hinterlassen kleine Flecken, denen die Schwere fehlt, hinab zu rinnen. Sie betonen die plötzliche Stille.

Ich schneide ihr die Kleidung vom Leib, weil sie sich in die Hose gemacht hat, drehe sie auf den Bauch und wasche sie, bis ich nur noch das Blut rieche. Jetzt liegt sie wieder auf dem Rücken und nackt, direkt unter dem Fenster. Als ich es öffne, trudeln die Schneeflocken herein und schmelzen auf ihrem Körper.

Die Idee, ihrem allmählichen Erkalten zuzusehen, gefällt mir. Ich setze Wasser auf, hole die Wolldecke aus dem Schlafzimmer, drapiere sie so in den Ohrensessel, dass sie auch meine Füße bedecken wird und stelle mir vor, was die nächsten Stunden geschieht. Der Schnee wird an ihr herabtropfen und das Sofa nässen, wird sie runterkühlen bis er liegen bleibt und schließlich zudecken. Über Nacht wird sie sich in einen schneebedeckten Eisklotz verwandeln.

Ich fülle die Wärmflasche und den Becher, der so angenehm in den Händen liegt, und gebe einen ordentlichen Schuss Rum dazu. Als ich alles hinübergeschafft habe, überkommt mich die Lust zu rauchen. Ihre Handtasche, ein sichelmondförmiges Ding mit schmalen Riemen, hängt an der Garderobe im Flur. Ein kleiner Spiegel, Taschentücher, ein Kamm, Kugelschreiber und Notizblock, nichts Außergewöhnliches, nicht einmal ein Eintrag im Kalender, der Fragen aufwirft, und eine fast volle Schachtel Zigaretten samt Feuerzeug. „Mama wegen Papa fragen“ steht beim heutigen Tag und ich wette, sie hat es jedes Jahr hinein geschrieben, weil sie mich stets an ihrem Geburtstag besuchte und von ihrem ramponierten Seelenheil sprach, dem das Nichtwissen um den eigenen Ursprung zusetzte,

ihr das Leben vergällte, sie ihrer Würde beraubte, ihr verunmöglichte sich als ganz, heil, richtig zu begreifen und mehr dergleichen. Vor zwei Jahren hat sie mich an den Schultern gepackt und geschüttelt, dass ich mir den Hals verrenkt habe, letztes Jahr sah ich die Angst in ihren Augen, sie könnte mich dieses Jahr nicht mehr fragen, weil ich meinen 80. Geburtstag vielleicht nicht mehr erlebe, und heute kam sie mit einer Neuauflage der fixen Idee, ihr Papa hätte all die Jahre im Osten gelebt, und nur weil sie dort nicht hin konnte, - wegen ihrer Veröffentlichungen war sie mit einem Einreiseverbot belegt - hätte ich geschwiegen. Um ihm nahe zu sein, hätte ich mich, als sie auszog, nahe der Grenze nieder gelassen und jetzt, zwei Monate nach dem Fall der Mauer, könnten wir ihn endlich besuchen. Oder wenigstens sein Grab.

Wie immer interpretierte sie mein Schweigen als Zustimmung. All die Jahre wurde es als Bestätigung verbucht, wenn ich nichts sagte und wenn ich nein sagte wurde gequengelt, geheult, widersprochen, mit sich auf den Boden schmeißen tobsüchtig brüllend gefordert, irgendetwas demoliert, gekratzt, gespuckt, getreten und gebissen. Nie war es genug, nie gut, nie richtig, wie ich war; das Lob für ein Muttertagsgeschenk, das sie mir gebastelt hatte, nicht euphorisch genug, die Anerkennung ihrer schulischen Leistungen geheuchelt, meine Fürsorge wenn sie krank war, ein auf die Pflege begrenztes Versorgen ohne jede Angst um ihren Zustand.

Während des an ihrem Geburtstag üblichen Gesprächs vor nicht einmal einer Stunde - sie lamentierend, ich wortlos -, hielt ich plötzlich den Schürhaken in der Hand und habe mit einer Kraft ausgeholt, von der ich nicht wusste, dass sie noch in mir steckt.

Ohne Vorsatz - und ohne jede Anstrengung.

Anstrengend war die tief eingedrungene Spitze wieder herauszuziehen, aber nicht ihren begreifenden Blick zu erwidern als sie zu Boden sank, nicht die Erkenntnis, was ich getan habe, nicht einmal ihr gestöhntes „*Mama!*“ - ich sah ihr an, dass es das allerletzte sein würde. Und jetzt fühle ich mich fast so unbeschwert wie zu der Zeit, als es sie noch nicht gab.

Damals, Mitte der dreißiger Jahre, gab es noch ein paar Inseln, die dem Glamour der goldenen Zwanziger frönten. Leichtlebig und freizügig genossen wir die von den Nazis verpönte Negermusik, fuhren mit der Taxe von einem Etablissement zum Nächsten und

machten am Tag darauf abwechselnd blau. Alle vier Wochen ging ich zum Frauenarzt, ließ die Portiokappe, die meinen Muttermund abdichtete, für den Monatsfluss entfernen und nach fünf Tagen wieder einsetzen und war geschützt. Manchmal machten wir auf Niveau und besuchten eine Opernvorstellung, manchmal mengten wir uns mit mädchenhaften Geschichten zwischen die grölenden Aufmärsche der Braunhemden und brachten ausgewählte Jungs dazu, uns beim Kohlschleppen in den fünften Stock der Wohnung zu helfen, wo eine von uns sich eben in der Küche wusch und mit gespielter Entsetzen das einzig greifbare Stück Stoff, ein kleines Handtuch, an sich riss.

Wir waren zu dritt und für mich machten sich die Auswirkungen des Regimes vor allem daran fest, dass mir als hellblondem, blauäugigem Typ zunehmend das propagierte Gretchengedöns unterstellt wurde. Keine hat so viele Heiratsanträge bekommen wie ich, keine wurde so oft nur in die Missionarsstellung gebracht, keine so häufig schockiert abgewiesen wenn sie offensiv wurde oder mit teutonischer Lyrik bedacht - bis ich mir die Haare färbte.

Vermutlich ist es nach dem Länderspiel gegen Dänemark geschehen, das die deutsche Mannschaft mit 8:0 gewann. Breslau feierte und ich näherte mich jener Phase des Zyklus, von der Katinka sagte, ich verhielte mich dann immer wie eine rollige Katze. Und Katzen sind wirklich arm dran: nur die Penetration führt zum Eisprung und nur dieser erlöst sie von ihrer Qual.

Zwei Wochen davor hatte mir der Frauenarzt von einem Verhütungsmittel erzählt, das, mit nur einer Tablette täglich, den kompletten Regelzyklus ausschaltete. Eventuell würden meine Brüste etwas spannen, vielleicht würde mir auch kurzfristig unwohl, aber bislang war es, mit nahezu hundertprozentiger Wirksamkeit, von allen Testpersonen gut angenommen worden und noch war es in der Probephase und daher kostenlos. Natürlich griff ich zu.

Es kam genauso wie der Frauenarzt vorhergesagt hatte, meine Brüste spannten eine Weile, auch war mir ab und zu übel, aber der leidige Monatsfluss blieb tatsächlich aus und bis ich den wahren Grund erriet, war es zu spät.

Katinka, der das gleiche widerfahren war, rettete sich auf die sichere Seite, sie heiratete - einen Deutschen natürlich. Wie ich gehörte sie zu denen, die zwar deutscher Herkunft waren, aber als vollständig polnisiert galten und deswegen nur eine Anwartschaft auf die deutsche

Staatsangehörigkeit bekamen. Im Lauf von nur drei Jahren qualifizierte sie sich für das Mutterkreuz, das ab dem vierten Kind verliehen wurde, Zwillinge machten es möglich. Mitte der Fünfziger stolperte ich im Wartezimmer beim Zahnarzt über eine Fotoreportage. Von vier Kindern gerahmt und dahinter stattlich aufragend ihr Mann, hatte Katinka ein kleines Mädchen auf dem Schoß. In einer Zeit, als die einzigen Wachstumsraten bei Scheidungen zu verzeichnen waren, weil die Frauen nicht nur gelernt hatten ohne ihre Männer zu leben, sondern die Unabhängigkeit so sehr genossen, dass von dem angestammtem Platz an der Spitze der Tafel, ja überhaupt einem Platz für die allmählich aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Männer, nicht mehr die Rede sein konnte, hatte Katinka die Führung abgetreten und nannte die Kleine auf ihrem Schoß sein Begrüßungsgeschenk. Gemeinsam brachten sie es zu einem respektablen Platz in der Hamburger Gesellschaft, bis hin zum Bundesverdienstkreuz und landesweit geschalteten Todesanzeigen.

Lilly, die es ebenfalls erwischt hatte, starb an den Folgen der Abtreibung. Nicht vollständig ausgeschabt, wucherte das Embryonalgewebe, dabei war sie - die einzige Deutsche von uns - vernünftig genug gewesen, eine Vergewaltigung durch einen übel riechenden Mann mit fremdartigen Gesichtszügen anzuzeigen und die Abtreibung zur Verhütung unwerten Lebens von einem Fachmann im Krankenhaus ausführen zu lassen.

Monatelang betete ich inbrünstig das „Erlöse uns von dem Bösen“ und tat alles, die Schwangerschaft zu beenden. Ich unternahm stundenlange Ritte, badete so heiß, dass ich es kaum aushielt, nahm immer wieder Abführmittel und zwang mich sogar nachts in ein Korsett. Nichts half.

Als mein Zustand kaum noch zu verbergen und Lilly begraben war, verließ ich Breslau mit sehr kurzen, aber wieder hellblonden Haaren Richtung Göttingen, wo ich fürs Erste bei einer Freundin unterkommen konnte, mit der zusammen ich Sekretärin gelernt hatte. Hinter Dresden setzte sich ein Mann in SS-Uniform zu mir ins Abteil. Breslau kaum hinter mir gelassen, hatte ich das Korsett abgelegt und saß nun sichtlich schwanger und ohne Ehering, wie sein prüfender Blick feststellte, am Fenster. Aufgewühlt kramte er in der Aktentasche auf seinen Knien herum und zog ein dickes Kuvert heraus. Kopfschüttelnd blätterte er sich durch einen Stapel Dokumente und steckte sie wieder weg, schlug die Beine übereinander um gleich darauf in eine betont männliche, breitbeinige Haltung zurückzukehren und nach

wenigen Minuten, die er versuchte, dem Blick aus dem Fenster etwas abzugewinnen, erneut die Unterlagen hervor zu ziehen. Als ich ihm, mit der Anmerkung, mein Verlobter hätte sie bei mir vergessen, eine Zigarette anbot, platzte es förmlich aus ihm heraus. *Seine* Verlobte, und dabei überschlug sich seine Stimme, hatte vor wenigen Stunden Knall auf Fall die Verlobung gelöst. Dabei hatten sie endlich alle Unterlagen beieinander. Die Tränen standen ihm in den Augen - und in mir überschlug sich alles. Wenn mich mein Eindruck nicht trog, konnte genau dieser Umstand mein Leben retten. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, dass er homosexuell und nun ziemlich in der Bredouille sei - und hatte ins Schwarze getroffen.

Ein paar Stunden später entstieg ich dem Zug mit einer Adresse, wo ich versorgt werden würde: das Heim Harz in Wernigerode. Dank des sitzen gelassenen SS-Mannes besaß ich nicht nur plötzlich den Namen Lotte und die deutsche Staatsbürgerschaft, ich war sogar im Besitz des großen Abstammungsnachweises, eines handschriftlichen Lebenslaufes, dem ich nur mehr ein Photo hinzufügen musste, eines Erbgesundheitsbogens und einer vorläufigen, noch nicht eidesstattlichen Versicherung, dass der angegebene Mann auch der Kindsvater war. Es war für uns beide das, was die Engländer keine zehn Jahre später in ihrer so distinguiert zynischen Art eine win-win situation nannten und damit meinen Körper für ein paar Lebensmittel oder ein Medikament meinten, doch ihm hat es nicht lange genützt. Bereits beim Polenfeldzug ertrank er in der Narev, ohne es je zum Kampf gebracht zu haben.

Wahrscheinlich sind die Unterhaltszahlungen deswegen so niedrig ausgefallen.

Je näher die Geburt rückte, je wahrscheinlicher sie wurde, umso panischer wurde ich. Erst im Lebensborn bekam ich mit, wie sehr das alltägliche Leben inzwischen vom Nationalsozialismus durchdrungen war. Das ganze Land war von Erbgesundheitsgerichten überzogen, die Frauen mit unlauterem Lebenswandel im Visier hatten, und dazu gehörte nicht nur der häufig wechselnde Geschlechtsverkehr, sondern auch ein stark erotischer Eindruck, sexuelles Interesse, ja sexuelle Erregbarkeit überhaupt und eine nicht ordentliche Haushaltsführung. Ärzte, Nachbarn, Arbeitskolleginnen, ordinäre Gemüseverkäufer, sie alle konnten eine Frau, die sie vielleicht einfach beneideten, denunzieren. Ich hatte wahrlich nichts dagegen sterilisiert zu sein, aber wer soweit erfasst worden war, wurde auch anschließend argwöhnisch beobachtet und landete schnell im Zuchthaus. Der Lebensborn bot an, das Kind an Adoptiveltern zu vermitteln, aber was war von einer Frau zu halten, die ihr

Kind fortgab?

Es gab nur zwei Möglichkeiten, denen ich über den Weg traute: Ich konnte das Kind vorübergehend im Heim lassen und mir eine neue Existenz aufbauen oder dem Drängen des angeblichen Kindsvaters nachgeben und heiraten. Wir wollten beide nichts voneinander, besser konnte ich es eigentlich nicht treffen. Trotzdem sträubte sich alles in mir, es zu tun. So sehr in die Enge getrieben, verlor ich während der Geburt erstmals die Contenance. Ich schrie und schrie und schrie. Mit jeder Wehe brüllte ich das Kind aus mir heraus. Hätte es kein Kind zur Folge gehabt, wäre ich wirklich beeindruckt von diesem Kraftakt gewesen und nach stundenlangem Kampf war ich anschließend trotz der Folgen froh, einfach froh, dass es nicht mehr in mir steckte.

Die ersten Wochen konnte ich es jederzeit abgeben. Nach monatelangen Säuglingspflege-, NS- und Mütterschulungen wurde den Frauen im Wochenbett Ruhe zugestanden. Es gab keinen Zwang das Kind mit Dolchauflegen unter der Hakenkreuzfahne auf die SS einschwören zu lassen, die auch die Vormundschaft übernahm, da ich nach wie vor ledig war, aber ich hatte nichts dagegen. Es war mir egal. Alles war mir egal. Leblos wie eine Marionette, wenn ich das Kind stillte, weil die Schwestern fünfmal am Tag dazu drängten, legte ich mich so hin, dass ich es nicht auch noch im Arm halten musste und ließ es über mich ergehen. Ich hätte es mit meinem prallen Busen oder einem Kissen ersticken können, es wäre der immer wieder auftretende plötzliche Kindstod gewesen. Damals hätte ich es wahrscheinlich umbringen können, ohne etwas befürchten zu müssen und eine Situation fällt mir ein, als es fast an seinem Erbrochenen erstickt wäre, aber ich habe nichts getan, weder dem Kind geholfen, noch mir, habe mir nicht einmal Gedanken um seinen Namen gemacht und dem erstbesten Vorschlag der Oberschwester zugestimmt.

Acht Wochen nach der Geburt verließ ich das Heim. Dezent und konsequent auf Glaubwürdigkeit bedacht, trug ich einen teuren Verlobungsring und ein Bild des Mannes im Portemonnaie, ich war abends nicht unterwegs, nur alle vier Wochen fuhr ich weg, beruflich - und niemand hat je die Wahrheit erfahren.

Als das Kind ein Jahr alt wurde, musste ich es zu mir nehmen. Ich fand ein junges Mädchen vom Land, das sich den ganzen Tag darum kümmerte und das zweite Zimmer bekam. Das Kind selbst war mehr bei dem Mädchen als bei mir und schlief auch dort. Alles stimmte als

der Krieg ausbrach, alles stimmte als mein Verlobter fiel und ich mich in moralisch unantastbares Schwarz hüllte.

Natürlich gab es gehässige Bemerkungen und verurteilende Blicke. Ich wusste, wem mein Lebenswandel - eine ledige, berufstätige Frau mit Kind -, nicht in den Kram passte. Aber eine keifende Jungfer, die nie ein Kind bekommen hatte, stand bei den Nazis auch nicht als vorbildhaft da - wurde das Mutterkreuz doch selbst Müttern verliehen, deren Kinder längst erwachsen und im letzten Krieg bereits gefallen waren, und sonntags der Orden gut sichtbar angelegt und damit spazieren gegangen. Obwohl ich ledig war und meine erotische Ausstrahlung sich nicht unter Trauerkleidung verstecken ließ: ich hatte ein Kind und diese verdammte Tatsache bewahrte mich vor Schlimmerem. Sowohl davor, die Verhütung ein weiteres Mal aus der Hand zu geben, als auch davor, so sehr verleumdet und angegriffen zu werden, dass ich ernsthaft in Gefahr geriet. Beide hellblond, blauäugig und hübsch anzusehen, belasteten wir weder den Volkskörper, noch ließen wir das Einwickelpapier eines Bonbons auf die Straße fallen und im Verwerflichen agierte ich so selbstverständlich, dass kein Argwohn aufkam. Einmal im Monat fuhr ich für fünf Tage zu einem pensionierten Frauenarzt und erledigte seine umfangreiche Korrespondenz. Den wesentlichen Teil seines Praxisinventars hatte er in einem mit weinrotem Samt verhangenen Separée aufgebaut und auch den Gynäkologenstuhl mit Samt bezogen, allerdings schwarzem, weil es die Blässe meiner Haut besser zur Geltung brachte. Er war reich, alt und allein, ich noch immer jung und lustvoll. Jeden Abend gingen wir gut gekleidet zu einer festlichen Veranstaltung, ich zeigte ihm, welcher der anwesenden Herren mir gefiel und er trat auf sie zu, diskret Erfreuliches anbietend. Kaum einer der angesprochenen Herren lehnte ab und keiner erfuhr, dass Herr J. uns zusah.

Ihm verdankte ich auch meine neue Portiokappe aus schlichtem Gummi. Ich setzte sie selbst nach Bedarf ein und entfernte sie acht Stunden später wieder. Das Entfernen war sehr mühselig, da sie sich, den Muttermund umschließend, festsaugte. Aber genau das war die Garantie für ihr Funktionieren. Herr J. erzählte einmal, dass Casanova seinerzeit öffentlich für sie warb. Nie habe ich etwas darüber gelesen, dass das heimliche Entfernen der Portiokappe, die damals viele Frauen benutzten, mit System vonstatten ging um die Geburtenrate zu steigern. Anscheinend hat unser Frauenarzt in Breslau sich ganz privat darin hervorgetan,

aber auch nach dem Krieg war sie nicht mehr erhältlich.

Ich habe es mir bequem gemacht. Den Ohrensessel ausgeklappt, liege ich rundum eingewickelt und mein Atem geht tiefer, während ich sie betrachte. Dieser Anblick tut so gut wie der Grog, der sich wohligh in mir ausbreitet.

Obwohl sie die fünfzig überschritten hat, wirkt die Haut nicht schlaff, nirgendwo Bindegewebsrisse, keine Narben, Schwielen oder Krampfadern. Sie hat nie ein Kind zur Welt gebracht oder nennenswert zugenommen, so wie ich, als die Hungerjahre vorbei und Lebensmittel nicht nur erschwinglich, sondern auch reichhaltig wie nie zuvor angeboten wurden. Rein äußerlich sind wir uns ungemein ähnlich. Gesicht, Hände, Augenfarbe und Hautton, selbst unser Zyklus verlief von Anfang bis Ende gleich. Doch nicht einmal in jungen Jahren hat sie von einem Mann geschwärmt, ist nie mit einem angekommen ihn mir vorzustellen, geschweige denn mit einem ausgebüxt. Gerade so, als hätte sie die Lust niemals entdeckt.

Nichts mehr stimmte, als sie vier wurde, denn der Krieg nahm mir das Kindermädchen. Mit einem Mal musste ich täglich soviel Zeit mit ihr verbringen, wie sonst nur am Sonntag, wenn das Mädchen bei seinen Eltern war. Auch nach zwei Wochen hatte ich noch kein Neues und die einzige Alternative, eine ältere Dame am anderen Ende der Stadt, kostete mich wesentlich mehr Nerven. Wir mussten jeden Morgen dorthin fahren, mit Zeitdruck, einem Kleidchen, in dem sie sich quengelnd nicht wohl fühlte oder Zahnschmerzen, wahlweise Müdigkeit oder einem mit gellender Stimme vorgebrachten Kreischen nach dem verschwundenen Kindermädchen oder, oder, oder - irgendwas war immer. Und am Abend nicht minder gehetzt, noch keinen Einkauf gemacht, geschweige denn eine ruhige Minute gehabt, das Gleiche noch mal. Die ältere Dame wurde zwischendurch einfach krank und wenn das Kind krank war, weigerte sie sich es zu betreuen. Die Besuche bei Herrn J. waren ersatzlos gestrichen.

Es folgten Jahre, die sie sich an mir rieb, als hätte ich die Gott verdamnte Pflicht, mich ausschließlich, inbrünstig und permanent nur ihr zu widmen. Zu keiner Uhrzeit konnte ich mehr sicher sein, ganz für mich sein zu dürfen, alleine aufatmen zu können, nie - und zum Termin der mühsam ergatterten Kinderlandverschickung gebärdete sie sich wie ein Berserker. Sie biss, kratzte und schlug derart um sich, dass die Fürsorgerin sich weigerte, sie

mitzunehmen.

Ja, denke ich mit einem Mal und sehe sie mir noch einmal genau an; ja, ich bin froh, dass sie tot ist. Ich bin froh, für ihren letzten Atemzug gesorgt zu haben, als sie sich, sogar beim Luft holen stöhnend, auf das Sofa geschleppt hat. Die Jahre über, die peu à peu alles zusammenbrach, erst der Genuss und bald darauf jegliche Sicherheit, diese Jahre habe ich ihr für immer heimgezahlt.

Als der Krieg vorbei war, wussten wir Bescheid. Wir wussten, was verbrannt werden musste und dass es nicht gut war, das Foto eines SS-Angehörigen in Uniform mit sich zu führen. Nachrichtenhelferinnen der Wehrmacht entfernten Blitz, Führerintresse und den Winkel von der Uniform, beschmutzten die freigewordenen Stellen und schon waren sie wieder neutrale DRK-Führerinnen. Wir handelten ohne groß darüber zu reden und so einheitlich, als hätten letztlich alle gewusst, wie grundfalsch die Werte des besiegten Systems waren.

Ich wollte nach Hause, wollte wieder die Frau von vorher sein, und wenn die mittlerweile siebenjährige auf dem Weg dorthin umgekommen wäre, hätte ich gut damit leben können. Doch sie war nicht nur unglaublich zäh, *ihr* wurde - von selbst Notleidenden - noch etwas zu essen, einmal sogar ein Paar Schuhe, zugesteckt. *Sie* war diejenige, weswegen wir auf einem Wagen aufsitzen durften und ich diejenige, die völlig entkräftet in die Fänge der Alliierten und in ein DP-Lager geriet, weil ich im Fieberwahn polnisch sprach.

Auf der überfüllten Krankenstation von heimatlichen Tönen umgeben, wähnte ich mich bereits dort und gab meinen wahren Namen an. Für das hysterische Mädchen, das sich wie eine Wahnsinnige gebärdete, wenn man es von mir trennen wollte, hatte ich keine Erklärung - schon gar nicht auf deutsch, das ich nur mehr gebrochen sprach - und dazu passte auch, dass man die Unterlagen von Lotte und ihrer Tochter in ihrem Rucksack fand, nicht bei mir. Sie war nicht die einzige, die nach ihrer Mama schrie und auch nicht die einzige, die sich an den nächstbesten Rockzipfel klammerte, als hinge ihr Leben davon ab. Doch sie war die einzige, deren linkes Schulterblatt drei Muttermale zierte, die bei mir an gleicher Stelle, wie dunkle Tropfen, eine Rosenknospe netzten. Und sie fand einen Offizier, der sich dessen vergewisserte.

Ich brach in hysterisches Weinen aus, nahm sie in die Arme und wiederholte unablässig

meinen Namen. Jedes Mal, wenn ich darauf angesprochen wurde, begann ich damit und verneinte rigoros, als sie mir einen Deal vorschlugen, den jeder andere im Lager sofort angenommen hätte. Trotz der, in einem Gespräch unter vier Augen angebotenen Möglichkeit, die vorhandenen Dokumente zu nutzen, wollte ich ostwärts.

Vor allem die russischen DPs befürchteten die Rückkehr, sie lieferten oft dramatische Szenen, aber den Polen war auch nicht wohl zumute. Deutsches Gebiet war polnisch geworden, polnisches russisch, der Weg dorthin führte durch sowjetisch besetztes Gebiet und die Menschen, die von dort kamen, erzählten Grauensvolles. „Frau, komm!“, spielten die Kinder und dabei bekam ein Mädchen ein Tuch um die Hüfte gebunden, dass es wie ein im Wind flatternder Rock aussah und ein, manchmal zwei forsch auftretende Jungen traten an sie heran, legten die Hand auf ihren Rücken und zeigten auf eine Baracke, wohin sie es dann führten. „Frau, komm!“

Was mich betraf, so hatte ich keine Befürchtungen. Bis auf *sie* hatte ich das dritte Reich gut überstanden. Mich bekäme auch der drohende Kommunismus nicht klein. Und dafür, dass *sie* mich nicht doch noch klein bekam, wurde ich gesund und dann trainierte ich jeden unbeobachteten Moment, bis wir aufgefordert wurden, uns am Ausgang zu sammeln. Dicht gedrängt und mit den letzten Habseligkeiten beladen, passierten wir das Tor und als ich zurück blickte, wirkte die Lagerbezeichnung wie eine Offenbarung. Es war nicht nur so, dass ich nicht hierhin gehörte: sie neben mir war fehl am Platze. Diese Hand, die meine umklammerte, sie war total deplaziert. Direkt am Zaun nahm ich sie auf den Arm und dann warf ich sie hinüber. Ich hatte beobachtet, wie Frauen so versuchten, wenigstens ihre Kinder vor der Zwangsrückführung zu bewahren und ich hatte gesehen, dass eine Mutter tatsächlich ohne ihr Kind fuhr.

Mit einem Mal war alles in Aufruhr. Gellend hangelte sie sich den Zaun hinauf, Soldaten drängten sich in unseren Pulk, andere Frauen vom gleichen Tun abzuhalten. Sie brüllten Befehle, Hysterie brach aus und ich wurde grob aus der Menge geschleift.

Stunden bangte ich in einer Zelle, doch als endlich aufgesperrt wurde, stand ausgerechnet sie in der Tür. Strahlend. Ihre Mutter war keine ehemalige Zwangsarbeiterin, die ihr Kind kaum gesehen hatte. Ihre Mutter hatte in einer eigenen Wohnung gelebt, nie ein polnisches Wort von sich gegeben, hatte als Sekretärin gearbeitet und um ihren gefallenen Verlobten

getrauert, dessen Ring sie noch immer trug.

Und mit dieser Geschichte, an der nicht mehr zu rütteln war, verließen wir das Lager und wurden nach Westen verfrachtet, wo es mich neun Jahre kostete, mich dem Standard von vor dem Krieg anzunähern. Jahre voller Reibereien mit Deutschen, die sich schlagartig in die ihnen zugewiesenen Grenzen verweisen ließen und fortan alles, was von außerhalb kam, zum Ausland machten, ablehnten, befremdet und unwillig registrierten. Jahre in einer schäbigen, undichten Scheune untergebracht, Jahre, die ich auf dem Feld stand und wie eine Magd ackerte, Jahre, die das allmähliche Hingenommen werden vor allem über sie lief. Sie, die in der Schule glänzte, sie, die eine alte Frau kennen lernte, ihr regelmäßig half und uns darüber das erste richtige Zuhause besorgte, eine Gartenlaube in Bremen. Ihre herzliche Kontaktfreudigkeit, die mir schließlich sogar zu einer guten Stelle verhalf. Zuhause eine Bestie, war sie im Konfirmandenunterricht ein lieblicher Engel und auf dem Gymnasium, das man ihr unbedingt ermöglichen musste, eine eifrige Schülerin, deren Sozialverhalten als vorbildlich gerühmt wurde, während ich die vierzig überschritt und man mir die letzten zehn Jahre deutlich ansah.

Ich war nicht eifersüchtig, dass sie erblühte, während ich vor mich hin welkte. Vielleicht wäre ich es geworden, wenn sie damit gespielt und sich geschmückt hätte, aber sie hat ihre Reize nie erkannt und scheint niemals mit dem Duschstrahl in intime Berührung gekommen zu sein. Als die jungen Frauen begannen sich in Jeans zu zwängen, hat sie Faltenröcke angezogen und sich mit einer riesigen Fensterglasbrille ein intellektuell gefärbtes, unterkühltes Aussehen verpasst, dem sie bis zum Schluss treu geblieben ist. Kostüme, die alle Kurven ebneten, Farben, die sie noch unscheinbarer machten, und wenn das alles nicht half, dann mit einer Stimme bewaffnet, die ihr stets gepresst entkam.

Als sie endlich auszog, war ich über fünfzig Jahre alt und hatte fünfundzwanzig davon, zunehmend wortlos mit ihr verbracht. Mehr als genug.

Ich kündigte die gemeinsame Wohnung, suchte mir eine Stelle im Harz und zog in ein Häuschen direkt am Wald. Ich aß jede Mahlzeit mit dem Genuss sie nicht mehr hören zu müssen und alleine zu sein. Ich arbeitete noch fünfzehn Jahre, hielt mir zwei Katzen, bewirtschaftete einen kleinen Gemüse- und Kräutergarten, streifte Kleinvieh wildernd bei jedem Wetter durch die Wälder und wuchs allmählich zu einem Pilzgourmet heran. Nie habe

ich ihr eine Karte geschrieben oder angerufen und nur selten an sie gedacht. Kein einziges Mal habe ich von ihr geträumt, geschweige denn sie vermisst. Nur an ihrem Geburtstag empfing ich sie stets mit einer Flasche Sekt - immerhin markiert er das Ende der Schwangerschaft.

Als weder das mit großer Energie betriebene Geschichtsstudium, noch der anschließende Forschungsauftrag zum gewünschten Ergebnis verhalf, weil die Lebensbornunterlagen zum angeblichen Kindsvater verschwunden waren, stürzte sie sich, über fünf Jahre in eine Psychoanalyse - und drang bis ins DP-Lager vor. Sie erinnerte sich an einen Stacheldrahtbewehrten Zaun, den sie überwinden musste, um zu ihrer Mutter zu kommen, daran, dass man unsere Rücken entblößt hatte - und an eine wahnsinnige Polin, die ständig ihren Namen murmelte. Monatelang klang es ihr in den Ohren, so intensiv erinnerte sie sich. Ich schwieg wie immer, aber mir gefiel, wie sie meinen Namen aussprach.

Die Lösung mit der sie schließlich ankam, klang schlüssig: die wahnsinnige Polin hatte behauptet ihre Mutter zu sein und sogar versucht, sie zu entführen. Deswegen mussten wir unsere identischen Male vorzeigen.

Aber auch die Analyse hat nicht dazu beigetragen, dass sie erwachsen wurde. Starrsinnig blieb sie auf dem Entwicklungsstand einer Fünfjährigen, die davon überzeugt ist, dass es mit genügend Geschrei doch noch ein Eis gibt. Diese würdelose Bettelei, das Schauspiel, das sie, sich demütigend, alljährlich bot; es war jämmerlich. Und jetzt, wo im nächsten Jahr der Garten verwildern wird, weil ich mein linkes Knie nicht mehr beugen kann und mein Leben zu Ende gehen soll, ehe ich hilfsbedürftig werde, jetzt habe ich unser Ende in die Hand genommen.

Die Kriminalbeamten werden sich vielleicht über das Zyankali wundern, das ich habe, seit die Apotheken es im Frühjahr '45 so großzügig verteilten. Doch dann werden sie, wie immer bei einem so genannten Doppelselbstmord, die Tatsache vernachlässigen müssen, dass Einer davon erst zum Mörder geworden ist. Ich entziehe mich ihrer Strafe - und der Tod ist keine. Die Vorstellung in einem gemeinsamen Grab zu landen gefällt mir freilich nicht, auch wenn ich keinerlei Jenseitsvorstellungen anhänge. Dabei ist Gott mir nicht einmal unsympathisch. Hat seinen Sohnmann auf die Erde verfrachtet, ihn tun und machen und kreuzigen lassen, ohne einen Finger zu rühren und wenn der Knabe nur einen Bruchteil der Energien meiner

Tochter hätte, müsste der Alte sich die Vorwürfe noch heute, fast zweitausend Jahre später, anhören.

Ich glaube an keinen Himmel, in dem sich letztendlich alle wieder sehen, auch nicht an die ewige Ruhe. Alles wird vorbei sein. Nicht einmal der Grabstein wird meinen Namen nennen. Es schneit jetzt heftiger. Zahllose Flocken stieben durchs Fenster. Wirbelwinde in Aufruhr verlieren an Geschwindigkeit und sinken trunken auf sie nieder. Im Zimmer ist es empfindlich kühl geworden. Der tote Körper, der da allmählich zugedeckt wird, - als erstes weicht die Wärme aus den Händen und Füßen - befreit mich Flocke für Flocke. Eine Last löst sich da, eine mir aufgezwungene Verbindlichkeit, eine Beziehung wider Willen, eine Abhängigkeit, der ich perfiderweise sogar mein Überleben verdanke. So wenig ich sie gewollt habe, so wenig habe ich sie verloren. So wenig sie mir am Herzen lag, so wenig liegt mir an meinem Fortbestehen. Es ist genug.